

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Petitzeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die Ergänzungswahlen zum Stadtparlament.

Leipzig, 10. November.

Die Stadtverordnetenwahlen sind nunmehr amtlich ausgeschrieben worden. In der „guten“ alten Zeit, in der die sogenannte Gemeinnützige Gesellschaft unter ihrem Vorsitzenden Dr. Gensel die damals alljährlichen Ergänzungswahlen machte, regte sich kein Mensch bei diesen Wahlen auf. Einige Tausende Bürger gingen am Wahltag zur Urne und gaben die Kandidatenliste ab. Das Ergebnis stand schon vorher fest: die von der Gemeinnützigen Gesellschaft Erlorenen wurden glatt gewählt; der Nationalliberalismus beherrschte die ganze Stadtverwaltung.

Dieser idyllische Zustand nahm ein plötzliches Ende, als die Sozialdemokratie auf dem Plan erschien und damit die gewohnheitsmäßigen Wahlmacher in nicht gefinde Aufregung versetzte. Gar schnell bedrohten die Leipziger Arbeiter das herrschende Regiment, das bis dahin noch niemals ernsthaft angefaßt worden war. Die Sozialdemokratie erzielte 1890 2329 Stimmen, 1891 4313 Stimmen, 1892 4904 Stimmen und 1893 sogar 5935 Stimmen. Dieser letzteren sozialdemokratischen Stimmenzahl standen gegenüber 6228 Stimmen für die Kandidaten des allgemeinen Wahlausschusses, 2948 Stimmen für die Kandidaten eines sogenannten Bürgerkomitees und 659 Stimmen für die Kandidaten einer „Anerkennung“ (lies Schwindelliste) der Ordnungsparteien. Die gesinnungstüchtigen Elemente hatten sich in ihrem Bestreben arg bedroht gefühlt; durch einen Wahlschwindel ungewöhnlicher Art wurden den gegnerischen Listen 659 Stimmen entzogen und die 24 Kandidaten des allgemeinen Wahlausschusses zogen mit einer relativen Majorität von noch nicht 300 Stimmen in das Stadtparlament ein. Es war ihr letzter Sieg, der auf diese Art zu erreichen war. Darüber bestand keinerlei Zweifel, am allerwenigsten bei den nationalliberalen Stadtherren.

Die nahe Aussicht auf einen durchschlagenden Erfolg ließ die Sozialdemokratie ihre Kräfte verdoppeln; nie wieder ist die sozialdemokratische Agitation für die Erwerbung des Bürgerrechts so lebhaft und erfolgreich gewesen, wie im Jahre 1894. Die Wahlgeschäftsstelle hatte alle Hände voll zu tun, und hilfesüchtig wandte sie sich an die Landratsämter der an Sachsen anliegenden preussischen Kreise, die Ausstellung der Staatsangehörigkeits-Ausweise, die für die Erwerbung der sächsischen Staatsangehörigkeit und des Leipziger Bürgerrechts gebraucht wurden, den Antragstellern zu erschweren. Die Bitte wurde selbstverständlich bereitwillig erfüllt, aber das ganze Mittel einer höheren Wahlkorrektur hatte doch nicht den Erfolg, den man sich von ihm ver-

sprochen hatte. Immer höher schwoll die Zahl der aus Arbeiterkreisen kommenden Anträge auf Verleihung des Bürgerrechts an; es drohte der Einzug von 24 Sozialdemokraten in den Leipziger Stadtverordnetenrat.

Da, in der höchsten Not, erstand den Ordnungsparteien ein Retter in der Person des von der königlichen Leipziger Zeitung so gelobten „tüchtigen Gemeindebeamten“, nämlich in dem Decernenten der Wahlgeschäftsstelle Herrn Stadtrat Ludwig Wolff. Er ging aufs Ganze. Wenige Wochen vor der 1894er Wahl wurde bei den Stadtverordneten, denen ihre Sitze verteuert wackelig erschienen, eine Vorlage durchgepeitscht, deren Vaterschaft Herr Ludwig Wolff niemals geleugnet und bei der unser berühmter Statistiker Herr Prof. Dr. Hase Pate gestanden hat. Das bis dahin geltende gleiche Listenwahlsystem wurde umgestürzt und an seiner Stelle das famose Dreiklassensystem aufgerichtet; dagegen stimmten nur zwei oder drei Stadtverordnete, die statt des Dreiklassensystems ein Vierklassensystem wollten. Auch die sächsische Regierung arbeitete prompt; schon nach einigen Tagen hatte das neue Wahlsystem ihren Segen erhalten. In kaum vierzehn Tagen war die „ganze Arbeit“ erledigt, die 1894er Wahlen wurden bereits unter Anwendung des Dreiklassensystems vollzogen und der Retter in der Not hatte die Genugthuung, daß die sozialdemokratischen Kandidaten allein in der III. Klasse 8452 Stimmen erzielten, eine Zahl, die sich mit den in der II. und I. Klasse für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen auf 8600 erhöhte. Die nationalliberale Liste des „allgemeinen Komitees“ erzielte in allen drei Klassen 6350 Stimmen und die konservative Liste der Hausbesitzer und Mittelstandsretter in der II. und I. Klasse 2326 Stimmen. Es war klar, ohne die „rettende That“ des Wahlrechtsumsturzes wären 24 Mandate in die Hände der Sozialdemokraten gefallen und die Wahlen der beiden nächsten Jahre hätten die Reste der bürgerlichen Vertreter ganz aus dem Stadtparlament hinausgefegt.

Ob des 1894er „Erfolges“ stieg Herr Stadtrat Ludwig Wolff nicht wenig in seiner eigenen Achtung und in der Achtung anderer Leute. Statt der 24 Sozialdemokraten wurden nur 4 Sozialdemokraten gewählt, obwohl rund die Hälfte aller abgegebenen Stimmen zu Gunsten der Sozialdemokratie votierten. Und das kam so: Die Wahlrechts-Umstürzer hatten sich nicht damit begnügt, das gleiche Wahlrecht durch das Dreiklassen-Wahlsystem zu ersetzen und in jeder Klasse bei der nunmehr nur noch aller zwei Jahre stattfindenden Wahl je acht Stadtverordnete wählen zu lassen, wobei 80 Prozent der Wähler in der III. Klasse, 15 Prozent in der II. Klasse und 5 Prozent in der I. Klasse wählen, sondern die genialen Wahlstrategen hatten

es auch noch für gut befunden, allein für die III. Klasse das Stadtgebiet in vier Wahlkreise zu teilen und die Wahlkreisabgrenzung unter Anwendung der routiniertesten Wahlkreisgeometrie so zu treffen, daß die Sozialdemokratie trotz ihrer 8452 Stimmen in der gesamten III. Klasse nur zwei Kreise eroberte, während die „Ordnungsparteien“ mit ihren in der gesamten III. Klasse abgegebenen 5140 Stimmen ebenfalls in zwei Wahlkreisen mit je zwei Mandaten „siegten“. Durch dies ganze ungeheuerliche Wahlrecht usurpierten sich die „Ordnungsparteien“ 20 von 24 Mandaten, welcher „Erfolg“ auch bei den späteren Wahlen wieder errungen wurde, so daß es die Sozialdemokratie jetzt im ganzen auf 12 Mandate gebracht hat, während sie unter der Fortdauer des alten Wahlrechts wahrscheinlich längst das ganze Stadtverordnetenkollegium besetzt haben würde.

Bei oberflächlicher Betrachtung wird die ordnungstüchtige Gesinnungstüchtigkeit noch heute über den genialen Wahlrechts-Umsturz von 1894 jubeln, obwohl dazu insbesondere vom nationalliberalen Standpunkt aus wahrhaftig kein Grund vorliegt. Denn was ist aus der ehemals unbestrittenen nationalliberalen Herrlichkeit des Leipziger Stadtreiments geworden? Die Dinge haben sich wesentlich anders entwickelt, als es sich die nationalliberalen Väter des Dreiklassensystems gedacht haben. Die Hausagrarier und Mittelstandsretter dominieren nicht nur in der II. Wählerklasse, sondern sie besetzen auch seit einer Reihe von Jahren schon die Mandate derjenigen Kreise der III. Wählerklasse, die durch die so schlau ausgetastete Wahlkreisgeometrie der Sozialdemokratie vorerhalten worden sind, mit reaktionären Elementen. Die Hausbesitzerpartei und die von ihr abhängigen Stadtverordneten verfügen so über die Hälfte aller Mandate, so daß die nationalliberale Ratspartei in allen prinzipiellen und sonst wichtigen Fragen auf die gnädige Unterstützung derselben Sozialdemokratie angewiesen ist, deren Fernhaltung und Unterdrückung der einzige Zweck des ganzen genialen Wahlrechts-Umsturzes und des Dreiklassensystems war. Gar häufig wären die sozialdemokratischen Stadtverordneten in der Lage gewesen, den Rat und die Ratspartei in der Judrute fassen zu lassen, die sie sich mit dem Dreiklassensystem selbst aufgebunden haben.

Es ist zwar — nicht der schönen Augen der Ratspartei wegen, sondern um die reaktionären Anschläge der Hausbesitzerpartei abzuschießen — selbstverständlich, daß die Sozialdemokraten eine solche Vossheitspolitik nicht treiben, aber es ist sehr fraglich, ob bei der zu befürchtenden weiteren Stärkung der Macht der Hausbesitzerpartei und ihrer An-

Seuilleton.

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

14] **Der Grabenhäger.** Nachdruck verboten.
„Kari hat vorige Nacht geträumt . . .“ sagte Mira vom Fenster her.
„Mira, Du schweigst!“ rief Kari und stürzte auf ihre Schwägerin zu, ihr den Mund zuzuhalten.
„Was hat Kari geträumt?“ riefen die Brüder. „Erzählen!“
„Kari hat heut nacht geträumt, daß Herr von Katzenberg . . .“
„Mira, Du bist wirklich schrecklich!“
„Nicht jezt kommt er. Ich erzähl's nachher.“
„Kari, Deine Backen sind feuerrot.“ sagte der Fähnrich, während der Ungemeldete bereits eintrat.
Professor von Katzenberg zeigte sich als ein junger Mann von mittelgroßer, geschmeidiger Figur. Sein wohlgeordnetes braunes Schnurrbartchen stand von den Mundwinkeln breit aufgebürstet, wie's die Mode, zu ein Paar auffällig dunklen und glänzenden Augen empor.
Erich von Kriebow, der auch bei Männern großes Gewicht auf die Toilette legte, stellte fest, daß dieser Professor tadellos angezogen sei. — Herr von Katzenberg schien überhaupt ein Mann von Welt zu sein; die Art, wie er den Hausherren ehrerbietig begrüßte, wie er den verheirateten Frauen mit Grazie die Hand küßte, Kari mit viel sagendem Blicke einige Blumen überreichte, dem Fähnrich kameradschaftlich auf die Schulter klopfte, Ulrich und Major von Rentell freundschaftlich begrüßte und sich

schließlich bei der Vorstellung dem Ehepaar Kriebow gegenüber zurückhaltend verneigte, sprach für seine gesellschaftliche Erziehung und Sicherheit. —
Kriebow, der wieder neben Mira stand, sagte halblaut zu ihr: „An Schüchternheit scheint mir der neue Professor gerade nicht zu leiden.“
„Sagen Sie mir nichts gegen den Kleinen!“ rief Mira. „Der ist mein ganz besonderer Protege.“
„Ja, wie kommen Sie eigentlich zu dem?“ fragte Kriebow, dessen Neugier rege geworden war; er glaubte doch alle bisherigen Freundschaften und Beziehungen Miras einigermaßen zu kennen.
„Wie man sich so im Leben trifft!“ sagte Mira in nachlässigem Tone, von Kriebow weggehend; es lag ihr offenbar nichts daran, ihn weiter aufzuklären.
Kriebow sah Mira zu seiner Frau gehen, neben der sie sich niederließ. Das war ihm lieb, er wünschte ja, daß die beiden sich kennen lernen sollten.
„Haben Ihnen die Ohren nicht oft geklungen in der letzten Zeit?“ fragte Mira, die Unterhaltung mit Erich von Kriebows Gattin eröffnend. „Seit ich hier bin, habe ich Ihren Namen schon unzählige Male gehört.“
„Den meinen!“ sagte Klara erstaunt.
„Ja, man spricht in dieser Gegend mit Vorliebe von Leuten, die man nicht kennt. „Neugier“ ist eine sehr gelinde Bezeichnung für die Gemütsverfassung, in der sich die meisten Damen hier befinden. Ich bin auch bereits angesteckt davon. Es interessiert einen doch aber auch zu sehr, Erich Kriebows Frau nun einmal leibhaftig vor sich zu sehen. Wir sind nämlich sehr gute Freunde, Erich und ich. Er ist auch wirklich ein zu netter Kerl! Sie können lachen. Aber, um Gottes willen, Sie nehmen mir das doch nicht übel! — Ich bin nämlich so, ich sage

alles ehrlich heraus, sich genieren kommt mir so dumm vor; das thun nur noch die kleinen Bürgerfrauen. Ist gar nicht mehr Mode.“
Dann fing Mira an, zu fragen, wo sie ausgegangen sei, was sie an Gesellschaft mitgemacht habe. Als Klara erklärte, sie sei bis zu ihrer Verheiratung zu Hause gewesen, und was man so „ausgehen“ nenne, kenne sie aus eigener Erfahrung gar nicht, wollte Mira die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. War denn so etwas möglich! Dann hatte sie ja noch gar nichts gesehen von der Welt, und dazu wollte sie Kriebow auch noch in Grabenhagen „einpökeln“. —
Darauf sagte sie zu Klara ungefähr dasselbe, was sie vorher Erich gegenüber schon auseinandergesetzt hatte: sie müßten nach Berlin kommen im Winter, in Grabenhagen würden sie „versaue’n“.
Klara wurde immer schweigsamer, zog sich ganz in sich zurück. Die Nasenflügel vibrierten ein wenig in dem weißen Gesicht, sonst merkte man ihr nichts an von der tiefen Erregung, in der sie sich befand.
Mira gab es schließlich auf, etwas aus Klara herauszubekommen. Auf was bildete sich die Kleine hier denn eigentlich so viel ein? Um Gottes willen, sie war doch nicht etwa moralisch entrüstet, die gute Frau! Natürlich, das war es auch! Nüchtern! Ein verächtliches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Einfältiges Ding“, das war das Urteil, das in ihren Jügen zu lesen stand, als sie sich jezt erhob, um sich bei den Herren bessere Unterhaltung zu suchen. —
Erich von Kriebow hatte der Begegnung zwischen Mira und Klara von weitem zugehört; das Gespräch konnte er nicht hören, aber er schloß aus dem Mienspiel der beiden Frauen, daß die Unterhaltung auf